

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 16

Artikel: Der Paragraph : eine nicht erfundene Geschichte
Autor: Schibli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669822>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Nun!» meint die Frau, «er wird uns besser dienen als der unsere. Du wirst also nicht vergessen, das Fuder Schienen zu laden . . .

«Gewiss», sagt der Mann. «Und da sie nicht zu viel Platz einnehmen, so kann ich auch noch die halbe Fuhre Sulfat verquanten . . .»

«Und das Zement nicht vergessen!» übertrumpfte ihn die Gattin.

«Wie auch den Kalk zum Mischen.»

«Und», erklärt der wütend gewordene Jasmin, «gebt noch die Kirche von Pimperlin darauf, den Bahnhof und den Gemeindekeller . . . Um meinen Karren zu zerschlagen, wollt ihr in die Stadt. Ich trete von der Miete zurück: da habt ihr das Geld wieder.»

Emil Schibli

DER PARAGRAPH

Eine nicht erfundene Geschichte

Walter Sperisen war ein Freund schöner Töne. Kaum aus der Schule entlassen, hatte er sich der Dorfmusik angeschlossen. Dort lernte er die Posaune blasen. Einen Beruf konnte er nicht erlernen. Seine Eltern waren arme Leute. Wenn arme Leute mehr als zwei oder drei Kinder haben, dann muss gewöhnlich das älteste sobald als möglich mitverdienen helfen. Handelt es sich um einen Knaben, wird er irgendwo in einer Fabrik, auf einem Bau oder sonst in einem Betriebe Handlanger oder Ausläufer und jedenfalls das, was man einen ungelerten Arbeiter nennt.

So war es auch dem Walter gegangen. Er war das älteste von sechs Geschwistern, und es gab damals noch keine Kinderzulagen. Mochte jeder Familienvater selbst sehen, wie er nun weiterkam; die Kinderzahl wurde ihm ja nicht vorgeschrieben.

Vater Sperisen war Gramper bei der Bahn. Und Gramper wurde dann auch der älteste Bub, eben

der Walter. Ihm war es recht so. Die Schule hatte ihm wenig Vergnügen gemacht und das ewige Stillehocken gar keins. Er hatte seine Fähigkeiten nicht im Kopf, sondern in den Muskeln. Er war stark wie ein junger Muni.

Was er nun verdiente, gab er ohne Murren bis auf ein paar Franken Sackgeld daheim ab. Er war ein wohlgeratener Sohn. Seine Mutter war stolz auf ihn.

«Es ist schön, wenn ein junger Bursche keine Flausen im Kopf hat», sagte sie.

Nur zur Musik wollte er.

«Gut», sagte der Vater. «Dann geh halt. Der Mensch ist schliesslich nicht nur zum Krampfen auf der Welt. Irgendein Privatvergnügen muss auch der ärmste Teufel haben, sonst geht er kaputt.»

Als der junge Sperisen Zwanzig war, musste er in die Rekrutenschule. Und als er heimkam, musste er heiraten. Das ist keine Schande bei uns in Eglach. Man könnte beinahe sagen: Es ist so Brauch. Aus den jungen Maitlischmökern und Unschuldverführern werden fast durchs Band weg solide Familienväter.

Unserer Dorfmusik blieb Walter auch nach seiner Verheiratung treu. Mit der Zeit liess er sich ein Häuschen bauen (seine Frau half mitverdienen) und machte alles, was nicht unbedingt das Können eines Berufsmannes erforderte, in seiner freien Zeit selber. Es gab Arbeit in Hülle und Fülle. Sperisen kannte eigentlich keinen Feierabend. Wenn er das Werkzeug weglegte, war es Nacht. Er trank noch ein Glas Most und ass einen Bissen dazu. Dann ging er ins Bett und schlief sogleich ein. Die Ehefreuden wurden meistens für den Sonntag aufgespart. Der Freitagabend war für die Musik reserviert.

So ging das jahrelang. So ging das jahrzehntelang. Und Sperisen war mit seinem Los zufrieden. Seine Frau war recht, und er hatte drei Kinder, die ihm Freude machten. Sie wuchsen heran, flogen aus, heirateten, wie das so der Welt Lauf ist. Aber dann, ohne ein deutliches Vorzeichen, hat es ihn plötzlich erwischt. Er konnte es nicht begreifen, obschon er ja wusste, dass es uns, früher oder später, alle erwischt. Aber ihm war es zu früh. Viel zu früh! Er war ja noch kein alter Mann. Er stand in den besten Jahren und er war kaum je einmal ernstlich krank gewesen. Item. Es war nun eben so, wie es war. Es war aus mit der täglichen Arbeit; es war aus mit der Musik. Der Arzt

wusste, dass für Sperisen keine Hoffnung auf Genesung blieb. Er hatte Krebs.

Und Frau Sperisen wusste es jetzt auch. Begreiflich, dass sie nicht mehr an die Dorfmusik dachte. Deshalb blieben die Monatsbeiträge unbezahlt. Schliesslich, wozu sollte sie die Beiträge bezahlen, wenn ihr Walti doch nicht mehr spielen konnte? Aber auch wenn man an die Musik gedacht hätte, wären die Beiträge jetzt unbezahlt geblieben. Das wenige Ersparte, das vorhanden war, wurde gänzlich von der Krankheit aufgezehrt.

Eines Tages erfuhr man dann, dass Sperisen Walter tot sei. Ein kleiner Mann war gestorben. Aber ein braver und rechter Mann. Jeder hatte ihn zu seinen Lebzeiten gern gehabt. Es wäre nicht leicht gewesen, den Namen eines Feindes zu nennen. Sperisen hatte, soviel ich weiss, keine Feinde. Er war immer bereit gewesen zu helfen, wo er konnte, und er hatte für jedermann und jederzeit ein freundliches Wort. Man hätte ihm Besseres gewünscht als einen zu frühen und qualvollen Tod.

Das wollte man seinen Nachgelassenen und besonders seiner Witwe zeigen. Sperisen bekam so viele Blumen und Kränze, als ob er eine wichtige Persönlichkeit gewesen wäre. Das ganze Dorf äusserte sein Beileid.

Auch die Musikgesellschaft schickte eine Abordnung von drei Mann und einen Kranz mit Schleife ins Trauerhaus. Die Männer kondolierten. Nun hätten sie wieder gehen können. Sie gingen aber noch nicht. Sie blieben verlegen stehen. Die Witwe merkte, dass die Musikanten noch etwas drückte. Aber keiner schien es sagen zu wollen. Sie schauten einander nur hilflos an. Endlich rückte Brechbühl doch mit der Sprache heraus.

«Frau Sperisen», sagte er gedrückt, «wir können dem Toten bei der Beerdigung leider nicht spielen.»

«So. Und warum nicht?» fragte die Frau.

Bodenmann ergriff jetzt das Wort.

«Wir hätten es beim Eid gern getan, Frau Sperisen, das dürft Ihr uns glauben. Aber es ist gegen die Statuten.»

Und Marti fuhr fort: «Ihr wisst, Frau Sperisen, dass die Mitgliederbeiträge in den letzten Monaten nicht mehr bezahlt worden sind. Da haben wir ihn aus dem Verein ausschliessen müssen. Walter hätte halt rechtzeitig seinen Austritt geben sollen. Dann wäre es anders gewesen. Dann hätten wir ihm spielen können. Aber so wie der Fall jetzt ist, geht es eben leider nicht. Wir müssen uns an die Statuten halten, sonst würde jeder machen,

was er will. Das müsst Ihr begreifen. Da, lest selber. Paragraph sieben.»

Er hielt ihr ein offenes gedrucktes Heftchen hin.

Aber Frau Sperisen wollte nichts von Paragraphen wissen. Sie bekam einen roten Kopf und gab das Heftchen ungelesen zurück.

«Gut. Dann lasst es halt bleiben, wenn euch der Paragraph wichtiger ist, als der Tote. Mein lieber Walti wird ja auch ohne Musik in den Himmel kommen. Dafür garantiere ich euch, ihr Tüpfchenscheisser.»

Sie wandte sich ab. Die drei Männer sollten ihre Tränen nicht sehen.

Urs Bischof

JUNGE MÄDCHEN SIND ANSTRENGEND

Junge Mädchen zwischen vierzehn und siebzehn sind liebevolle Geschöpfe. Sie entfalten sich wie frische Blumen und überraschen immer wieder durch neue Farben und Einfälle.

Aber junge Mädchen können zuweilen doch auch sehr anstrengend sein; besonders für ihren engeren Familienkreis. Eines Tages — kein Mensch weiss warum — entdecken sie zum Beispiel plötzlich ihre Liebe zu China und alles, was auf chinesischem Boden kreucht und fleucht. Das Töchterlein kauft sich chinesische Gedichte von Li-Tai-Pe und trägt das Büchlein ständig in seiner Tasche. «Sie sind ungeheuer gescheit, diese Chinesen», belehrt es uns und sagt einen Spruch her, bei dessen Anhören wir unser Hirn in mancherlei Falten legen müssen, um seine kondensierte Weisheit in ihrer ganzen Tiefe zu erfassen.

«Wisst ihr eigentlich, wann Li-Tai-Pe gelebt hat?» fragt uns zwischen Suppe und Käseauf-
lauf die Tochter streng, worauf wir beschämt den Kopf schütteln oder vielleicht etwas vom fünften Jahrhundert murmeln. «Keine Spur», sagte es, «von 701—762. Habt ihr so etwas denn nie ge-